

Was Menschen
bewegt

Großmeister der Kleinigkeiten



Er fühlt sich weder erleuchtet noch als politischer Aktivist.
Dennoch ist Nipun Mehta einflussreich, inspiriert Rikschafahrer,
Wirtschaftsbosse und Präsidenten.
Seine Mission: Menschen zu kleinen selbstlosen Gesten bewegen.

Text: Michael Marchetti Fotografie: Imke Lass



Februar 2014: Der Dalai Lama (l.) zeichnet Mehta als „unbesungenen Helden des Mitgefühls“ aus

• Da sitzt er also. Ganz hinten rechts, im Sessel eines Cafés in der Wiener Innenstadt, umgeben von Menschen. Journalisten wollen ihn interviewen, Geschäftsleute pirschen sich heran, die Lokalbesitzer lächeln stolz. Nipun Mehta heißt der Mann, seinetwegen sind alle gekommen, ein gebürtiger Inder aus den USA, ein TED-Speaker, der „small acts of kindness“ preist, als könnte das die Menschheit retten. Seit 20 Minuten sollte er hier ein soziales Experiment starten, aber er scheint sich lieber zu unterhalten. Steht auf, geht zum Nebentisch, spricht zwei Frauen an, lacht. Die Herzen fliegen ihm zu, so wirkt es.

Journalisten wählten ihn 2018 und 2020 zu einer der 100 inspirierendsten Persönlichkeiten weltweit, der ehemalige

US-Präsident Barack Obama holte ihn als Berater ins Weiße Haus. Mehta erhielt jede Menge Auszeichnungen, unter anderem vom World Economic Forum, er wurde 2019 zum Visionär des Jahres gewählt und sitzt im Beraterstab mehrerer Stiftungen, darunter die internationale Gesundheitsorganisation Seva Foundation. Und wo immer er auftritt, ob vor Elite-Studentinnen und -Studenten der London School of Economics, beim Gipfeltreffen der gemeinnützigen Organisation Inner Development Goals oder im Veranstaltungssaal eines Altersheims – er bewegt die Menschen und erhält minutenlangen Applaus.

Anscheinend hat die Welt eine Schwäche für charismatische Inder: Siddhartha, Gandhi, der Philosoph Krishna-

murti, Osho, der Begründer der Bhagwan-Bewegung, jetzt Mehta. Wer ist der 47-Jährige, der getreu seinem Vorbild Gandhi die Welt sanft erschüttern will? Wie lebt er? Hat er in seiner Garage in Berkeley heimlich ein paar Rolls Royce geparkt? Ist er eitel? Oder gar ein Don Juan auf spirituellen Samtpfoten?

Den Eierlikör auf dem Tablett der Kellnerin lehnt er ab, er trinkt keinen Alkohol und isst kein Fleisch. Der Geschäftsmann an seinem Tisch muss bald zum Lunch aufbrechen und verabschiedet sich: Es wäre sein Traum, sagt er, einmal nach Indien zu kommen. Mehta lächelt, nickt und schweigt. Jedes Jahr lädt er rund 40 Auserwählte zu einem mehrtägigen Retreat in seine Geburtsstadt Ahmedabad im Westen Indiens ein, und diese räumen ihre Termin kalender frei, um seinem Ruf zu folgen. Manche warten jahrelang darauf. „In diesem Retreat geht es nicht darum, dass Führungskräfte zusammenkommen, um eine vorher-sehbare Lösung zu entwickeln“, heißt es auf der Website. „Vielmehr ist es das Gegenteil. Es ist ein Kreis, der seine Stärke darin findet, das Bekannte aufzugeben, um dem Entstehen kollektiver Intelligenz zu vertrauen – parallel zum Aufbau nobler Freundschaften.“ Noble Freunde, das können für Mehta Nobelpreisträger, Politiker, japanische Royals oder Bestseller-Autoren sein, aber auch einfache Rikschafahrer oder Permakultur-Bauern. „Was zählt, ist die Größe des Herzens, nicht der Geldbörse“, sagt er. Er sei bestrebt, jeden Menschen gleich zu behandeln.

Auch für die freiwilligen Helfer bei diesen Retreats gibt es Wartelisten. Sie verstehen sich als Diener der Teilnehmer – so wie der indische Millionär und Minenbesitzer mit mehreren Tausend Angestellten, der 2017 Gäste vom Flughafen abholte und ihnen am nächsten Morgen das Frühstück servierte. Manche, die bei den Treffen dabei waren, sprechen von einer lebensverändernden Erfahrung.

Im Wiener Kaffeehaus „Vollpension“ ist es nun so weit, das Experiment, das sich Gift Economy nennt, kann beginnen: Man bestellt sich etwas, und wenn man um die Rechnung bittet, ist sie schon beglichen. Statt zu bezahlen, steckt man für den nächsten Gast ein paar Euro in ein Kuvert, samt Grüßen oder den besten Wünschen für den Tag. Und das in einer Stadt, die zwar als lebenswerteste der Welt gilt, gleichzeitig aber auch als eine der unfreundlichsten. „Make Vienna not only the most liveable, but also the most loveable city in the world!“, sagt Mehta. Er wirkt eher wie ein Klassensprecher bei einer Schulveranstaltung als ein Guru.

Das Team des Kaffeehauses war sich nicht einig, ob die Sache funktionieren würde – letztlich haben sich die Opti-

misten durchgesetzt. Zunächst zwei Wochen lang wollen sie soziales Miteinander und Großzügigkeit fördern, zur Not anschließend die Reißleine ziehen. Gemeinsam mit Mehta posiert das Team vor einem Klavierflügel für ein Gruppenfoto, ein paar Tage später wird das Fernsehen vorbeikommen. Mehta spricht von kleinen Schritten hinaus aus der Ich-zentrierten Welt und dass es darum gehe, Samen zu pflanzen, zu experimentieren, um die großen Muster der Gesellschaft zu verändern.

Meditieren statt Geld scheffeln

Schokoladenkuchen. Eine der Schwächen von Nipun Mehta, er gabelt ihn genussvoll vom Teller. Anderen, viel größeren Verführungen aber weiß er zu widerstehen, das zeigt seine Biografie. Ende der Neunzigerjahre kündigte er seinen Job als Softwareentwickler im aufstrebenden Silicon Valley, obwohl eine Karriere lockte. Schließlich hatte er an der renommierten University of California in Berkeley studiert. Doch sein Studium der Informatik und Philosophie schloss er schlicht mit einem Bachelortitel ab, ohne es Kommilitonen gleichzutun, die mit Start-ups Geld scheffelten. Er meditierte lieber und lud alle ein, dabei mitzumachen.

Den Einwand seiner Mutter, er könne ja erst Geld verdienen und dann Gutes tun, wollte er nicht hören. Eigentlich Schriftstellerin, hatte sie als Bankangestellte gearbeitet, um gemeinsam mit ihrem Mann, einem Ingenieur, Nipun und dessen jüngeren Bruder durchzubringen. Was ihn seit jeher fasziniert habe, erzählt Mehta, sei Großzügigkeit – und auch das Spirituelle, die Welt hinter dem Sichtbaren. Schon als Teenager habe er täglich 108-mal das heilige Gayatri-Mantra der Hindus rezitiert und Kontakt zu Mönchen und Yogis gesucht. Mit 18 meldete er sich freiwillig als Mitarbeiter in einem Hospiz und betreute zwei Jahre lang todkranke Menschen.

Nach seiner Kündigung programmierte er gemeinsam mit drei Freunden eine Website für Obdachlose, aus der sich seine Organisation Servicespace entwickelte – mittlerweile haben sich anderthalb Million Menschen dem Netzwerk angeschlossen. Seine Frau Guri lernte Mehta, der als Zwölfjähriger mit seinen Eltern in die USA gekommen war, in der Schule kennen. Als die beiden 2004 im Buddhistischen Zentrum von Berkeley heirateten, überbrachten Vertreter von sechs Religionen ihren Segen. Reverend Heng Sure leitete die Zeremonie, ein buddhistischer Mönch, der zuvor drei Jahre auf sehr spezielle Weise durch Kalifornien gepilgert war: jeweils drei Schritte nach vorn, dann eine ▶

Verbeugung bis zum Boden. Statt in die Flitterwochen machten sich auch die Frischverheirateten zu einer Pilgerreise auf: 1000 Kilometer quer durch Indien, vertrauend auf die Güte der Menschen.

Die beiden übernachteten, wo immer sie eingeladen wurden, und aßen, was man ihnen anbot. Sie stützten sich gegenseitig, wenn einer von beiden aufgeben wollte, und am Ende hängten sie drei Monate in einem Kloster dran. Sie klammerten dennoch nicht aneinander, sagt Mehta über die Beziehung. Wenn er auf Reisen sei, immerhin drei Monate im Jahr, gebe es kein Skypen, keine Telefonate. „Da ist dieses Bild von einem Berg“, sagt er und berichtet von einer Vision, die ihm auf der gemeinsamen Pilgerreise gekommen sei: Er klettere von der einen Seite zum Gipfel, sie von der anderen. Oben würden sie einander umarmen. Er spüre die Verbindung. Das reiche.

Einen Tag nach Mehtas Wien-Besuch findet auf Gut Osterloh in Bayern ein sogenanntes Tages-Retreat statt. 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer, freier Eintritt. Er trägt dasselbe wie in Österreich, hellblaues Hemd, graue Hose. Viel kann er nicht geschlafen haben, denn am Vorabend hat er noch einen Awakin Circle in Wien geleitet, gemeinsames Meditieren bis in die späten Abendstunden. Weil seine Fahrerin Christine Lendorfer an diesem Tag krank ist, ist er mit dem Zug nach Bayern gekommen.

Lendorfer, viele Jahre Deutschlehrerin an der Vienna International School und seit Kurzem pensioniert, lief Mehta 2017 in Indien über den Weg. Seither wohnt er bei ihr, wenn er in Wien ist, sie fährt ihn von Termin zu Termin und drängt sanft zum Weitergehen, wenn er bei Umarmungen die Zeit vergisst oder all den Wünschen nach einem Selfie nachkommt. Sie ist näher dran an Mehta als jeder andere, erzählt, dass er um fünf Uhr aufsteht, lieber Kaffee als Tee trinkt, das Frühstück gern auslässt, mitunter auch bei einer kurzen Autofahrt meditiert und sehr viel arbeitet. Hat er auch mal schlechte Laune? „Stiller ist er vielleicht manchmal, aber nie schlecht drauf“, sagt sie. Mehta sei die Bescheidenheit in Person, wolle niemandem seine Weisheit aufzwingen. „Er sagt immer: Ich bin der, der lernt.“ Und immer nehme er sich die Zeit für ein Gespräch. „Er hat noch nie gesagt, jetzt geht’s nicht. Das Jetzt, gerade darum geht es ihm ja!“

Klingt fast schon nach Erleuchtung, aber bei dem Begriff winkt Mehta ab. „Eine erleuchtete Person unterliegt keinen Täuschungen mehr.“ Er sei immer noch zu oft im Kopf statt im Herzen. Obendrein scheitere er ständig an seinem Vorsatz, zwei Stunden täglich zu meditieren.

Seine Miete? Zahlen Freunde

„From me – to we – to us“ ist das Motto der Veranstaltung auf Gut Osterloh. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sitzen in einer umgebauten Scheune im Kreis auf Meditationskissen. Mit dem Laptop auf dem Schoß zeigt Mehta eine Powerpoint-Präsentation, in der es um den Schritt geht, den wir seiner Meinung nach als Gesellschaft gehen müssen: weg vom Quid pro quo und hin zu einem Kreislauf der Beziehungen – einem Flow, in dem die Grenzen zwischen Geben und Nehmen verschwinden.

Am Nachmittag zeigt sich, dass auch ein spiritueller Weg, gepflastert mit so vielen Terminen, Kraft kostet. Mehta wirkt erschöpft, kniet auf dem Holzfußboden, kurz sieht es so aus, als würde er nach hinten kippen. Er reibt sich die Augen, gähnt. Aber hört nicht auf zu lächeln. 18-Stunden-Tage sind für ihn Routine. Er konzentriert sich bewusst nicht auf die Ergebnisse seiner Arbeit, nur darauf, diese sorgfältig zu machen, sagt er. Für ihn sei das Teil seiner Lebenspraxis, so wie er sich jedes Jahr 30 Tage zur Meditation zurückziehe, alle Mails selbst beantworte oder an manchen Tagen beschließe, ausnahmslos jeder Bitte nachzukommen.

„Er fordert unglaublich viel von sich“, sagt Martin Kirchner, der Gründer der Pioneers of Change, ein gemeinnütziger Verein, der Menschen dabei unterstützt, anders zu denken, ihr Leben zu verändern. Er kennt Nipun Mehta seit Jahren und hat den Termin in Osterloh organisiert. Er war auch schon bei einem der begehrten Retreats in Indien dabei. Mehta sei sehr nahbar, spreche aber klar aus, wenn ihm etwas nicht passe: „Da kann er auch deutlich werden, wenn jemand rumlungert oder Kraftausdrücke in der Runde verwendet.“

Mit den freiwilligen Helfern hinter den Kulissen gehe Mehta sehr freundschaftlich um, sagt Kirchner. „Es entstehen da keine Abhängigkeiten, so wie man das beispielsweise aus der Geschichte von Osho kennt.“ Osho wurde steinreich, während die US-Steuerbehörden Nipun Mehta laut eigener Angabe als einkommensschwach einstufen. Das bedeutet, er verdient maximal 12.900 Dollar im Jahr. Seine Miete? Zahlen Freunde.

Sein erster Meister: der Tennislehrer

Mehta wirkt in Osterloh eher wie ein Teilnehmer als der Hauptredner. Keine Predigt, keine Effekthascherei. Nichts scheint einstudiert, keine bewusst gesetzten Pointen, von denen er weiß, dass sie funktionieren. Keine subtile Distanz,

keine einschüchternde Autorität. Mehta ist offen, umarmt die Menschen, strahlt.

Er sei licht- und geräuschempfindlich, erzählt er im persönlichen Gespräch. Aber zäh. Während des Studiums habe er 40 Seminare und Vorlesungen pro Semester besucht – statt der üblichen zwölf. Tennisspielen sei seine Leidenschaft gewesen, Boris Becker sein Vorbild, sein Trainer sein erster Meister. Er habe ihn gelehrt, dem Gegner Respekt zu zollen.

Entweder den Grand Slam gewinnen oder Yogi im Himalaya werden, dachte er sich damals. Drei Jahrzehnte später erzählt er den Teilnehmern in Osterloh die bezeugte Geschichte eines indischen Asketen, der 19 Jahre lang ohne jeden Kontakt zur Außenwelt in einer Höhle verbrachte. Als er herauskam und die Bewohner des nahe gelegenen Dorfes ihn fragten, was er gelernt habe, antwortete er: „It was a waste of time. Life is about relationships!“ Gelächter im Saal. Tiefe Beziehungen zu anderen Menschen – das ist für Mehta der Schlüssel für ein glückliches Leben.

Seine größte Angst? „Goldene Handschellen. Mich selbst zu verfangen in diesem Treibsand von Erfolg und Einfluss, ohne ein Herz kultiviert zu haben, das bereit ist, zu verzichten.“ Ist so jemand ein Leader? Will er einer sein? „My goal is to be zero“, er strebe danach, nichts zu sein, zitiert er Gandhi.

Zwei Tage später spricht Nipun Mehta bei einem Zukunftssymposium in der kleinen oberösterreichischen Stadt Eferding, westlich von Linz. Es geht um das Thema „Liebe und Business“. Neben Mehta treten bei der Veranstaltung sechs weitere Redner auf – vom Rapper Nimo Patel über die Kulturanthropologin Bettina Ludwig bis zu Andreas Gall, viele Jahre Innovationschef bei Red Bull Media House.

Auch sie haben interessante Themen, erzählen von Gleichberechtigung, vom Zusammenleben in anderen Kulturen, von Mentoring. Davon, dass wir uns trauen sollen, wir selbst zu sein. Doch keiner weiß das Publikum so für sich einzunehmen wie Mehta. Er spricht zu den Anzugträgern im Saal wie zu seinen College-Buddys, signalisiert: Ich bin einer von euch – ohne dass dies anbiedernd wirkt.

Er spricht über die Gefahren künstlicher Intelligenz, darüber, dass ChatGPT mittlerweile einen IQ von 155 erreicht, Einstein hatte 160. In nur anderthalb Jahren dürfte KI die 1000er-Marke knacken. Was, so seine Frage, können wir dann noch besser als sie? „Forget your organization. Forget the Me. Play the Us!“ Naiv? Den Einwand hört er oft. „Aber die praktischen Ideen all der klugen Köpfe haben uns bisher auch nicht weitergebracht!“, entgegnet er.

Nach der Pause kehrt er nicht zurück an seinen Platz in der ersten Reihe, er setzt sich stattdessen in die letzte, ganz hinten an der Wand, kramt etwas unbeholfen in seinem Rucksack herum, tuschelt mit Besucherinnen, wirkt erleichtert, dem Scheinwerferlicht entkommen zu sein.

Vielleicht war es dieses Auftreten, das ihm 2015 die Tür zum Weißen Haus öffnete. Der damalige US-Präsident Barack Obama holte ihn als Berater zum Thema Armut und Ungleichheit in seinen Stab. Er habe damals die E-Mail aus Washington für Spam gehalten, erzählt Mehta. Obwohl der Titel „Präsidentenberater“ seither gern von Veranstaltern in seiner Kurzbiografie erwähnt wird, hat Mehta Obama nie persönlich kennengelernt. Als die Chance dazu da gewesen sei, habe es eine Terminkollision gegeben, sagt Mehta. Er habe sich damals entschieden, Wort zu halten und an jenem Tag zu einer Kirchengemeinde zu sprechen, die ihn eingeladen hatte. Es sei ihm wichtiger gewesen als

das gemeinsame Foto mit Obama. Müsste er entscheiden, was wirksamer wäre für den Wandel der Welt, ein mächtiger Präsident oder ein Projekt mit Freiwilligen – er würde die Freiwilligen wählen, sagt er.

Nipun Mehta verknüpft alte Traditionen mit moderner Technik. Hesses Siddharta fand die Erfüllung noch in innerer Versenkung am Flussufer. Die Yogis beriefen sich auf den einen, wahren Weg und gaben ihr Wissen von Meister zu Schüler weiter. Gandhi stellte die Gemeinschaft über sein Ich und schaffte es, von seinem Ashram aus die Massen zu mobilisieren. ▶

Teilnehmer beim Gandhi-3.0-Retreat, zu dem Nipun Mehta regelmäßig einlädt



Und Mehta? Fliegt um die Welt, den Laptop im Rucksack. Ruft online eine 21-tägige Challenge aus, an der jeder kostenlos teilnehmen kann. Etwa 2000 Menschen aus mehr als 60 Staaten melden sich an: Amerikaner, Inder, Europäer, sogar Menschen aus der Mongolei oder Alaska sind dabei. Sie alle erhalten drei Wochen lang täglich E-Mails zu Themen wie Führung, werden aufgefordert, selbst aktiv zu sein und am Ende des Tages ihre Gedanken ins Netz zu stellen.

Es entsteht: ein wildes Beziehungsgeflecht, bei dem Menschen in einem geschützten Raum Erfahrungen teilen, auch sehr persönliche. Die Kommentare kann nur lesen, wer sich auch selbst mitteilt. Die Postings auf der Plattform verzwanzigfachen sich innerhalb von drei Tagen. Im Live Call via Zoom spricht Nipun Mehta nur ein paar Minuten, er lässt auch hier anderen den Vortritt. Hört zu. Spielt die passenden Videos ein, als wäre er der technische Betreuer, nicht der Erfinder des Formats.

Er rät: mal für andere die Maut begleichen

Mehta vertraut auf „noble friendships“, ein Konzept, das sowohl in der antiken griechischen Philosophie als auch im Buddhismus vorkommt: Freundschaften, in denen man sich gegenseitig auf dem spirituellen Weg unterstützt. Der Benediktinermönch David Steindl-Rast zählt ebenso zu seinen Freunden wie Bhutans ehemaliger Glücksminister Tho Ha Vinh oder der Dalai Lama.

Doch so sehr Nipun Mehta den Dalai Lama schätzt, dessen Humor mag – er selbst gibt sich ganz anders. Im persönlichen Kontakt vermittelt er einem das Gefühl, man kenne einander bestens. Wie ein Bruder wirkt er, der immer schon da war – und bei dem man sich keine Sorgen machen muss, etwas Falsches zu sagen oder nicht klug genug zu wirken. Man möchte ihn einladen, zur Jause oder zu einer gemeinsamen Wanderung, weil man spürt: Es würde passen.

Wenn ihn Millionäre fragen, womit sie ihn unterstützen können, fordert er sie auf, für das Auto hinter ihnen die Straßen-Maut zu bezahlen. Die halten das meistens für einen Scherz. Mehta aber meint es ernst. „Achte auf die Kleinigkeiten“, sagt er. „Und schau, was das in deinem Inneren bewirkt.“ Deshalb sieht er sich auch nicht als politischen Aktivist: „I am surrounded by activists, but we need heartivists. They don't create this feeling of: I am right and you are wrong.“ Man solle also auf sein Herz hören und nicht darauf beharren, recht zu haben.

Mehtas letzter Termin vor seinem Heimflug findet wieder in Wien statt. Im Schlosspark von Schönbrunn warten auf ihn 60 Menschen, die an einem spirituellen Spaziergang teilnehmen wollen. Als Mehta eintrifft, nimmt er von den Springbrunnen mit den Götterfiguren und den Statuen der Herrscher kaum Notiz, sondern wendet sich sofort an die Gruppe, die auf dem Rasen zwischen zwei Mammutbäumen sitzt. Das hier sei keine Keynote, sagt er, sondern eine Rede von Herz zu Herz. Dann erzählt er von seiner Pilgerreise durch Indien und davon, dass das Leben uns ständig einlädt, unser Herz zu öffnen.

Er hört geduldig zu, wenn die Teilnehmerinnen und Teilnehmer von ihrer Sehnsucht nach einer besseren Welt erzählen. Wünscht er sich nie ein weniger anstrengendes Leben? Kurzes Innehalten. Anstrengend sei es schon. Aber: „Je mehr ich diene, desto mehr möchte ich dienen. Je mehr ich lache, desto mehr will ich lachen.“ Was ist sein persönlicher Luxus? „Mein neuer Computer, den mir mein Cousin geschenkt hat.“

Schweigend geht er mit der Gruppe durch den Rosengarten, für die Meditation setzt er sich unter einen Baum. Aufgerichtet und entspannt, die Augen geschlossen, erzählt er vom Geben. Ein kleines Stoffherz, das ihm jemand geschenkt hat, drückt er einer Frau zum Abschied in die Hand. Seine Gage für den Vortrag wird er an einen Verein spenden. Was sagte noch Martin Kirchner von den Pioniers über Nipun Mehta? „Er kommt mit leeren Händen und geht mit leeren Händen.“ ■

* In der Ausgabe brandeins 12/2019 berichten wir im Artikel „Dreamteam“ über das kulinarische Generationenprojekt im Wiener Caféhaus „Vollpension“ – ältere Leute backen Kuchen, Studentinnen und Studenten servieren und ein junges Publikum genießt:

